

11)

(Nachdruck verboten.)

Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Die Straßen waren mit Arbeitern angefüllt, die die Proklamationen lasen, ja, wir sahen sogar einen Schutzmänn mit einem Haufen Arbeiter vor der Proklamation stehen und sie mit eben solcher Andacht lesen, wie irgend eine Bekanntmachung seines Chefs, des Polizeipräsidenten. Wir waren schlau genug gewesen, ein paar Kilometer vom Dorfe die Telegraphendrähte durchzuschneiden, um dadurch zu verhindern, daß die Fabrikverwaltung sich aus der Stadt Kosaken kommen ließe.

Denn schon vor dem Streik war eine starke Unzufriedenheit unter den Arbeitern zu bemerken gewesen, und der Fabrikdirektor hatte sich mit der Gendarmerie-Verwaltung in der Gouvernementsstadt in Verbindung gesetzt, um nötigenfalls sofort militärische Hilfe zu erhalten. Wir hatten seinen Plan vereitelt.

Am ersten Tage des Streiks sagte Davidoff zu mir: „Donnerwetter! Haben die Kerls das gut gemacht! Wissen Sie, daß man die Proklamationen sogar in allen technischen und kaufmännischen Büros gefunden hat? Denken Sie sich, sogar auf dem Schreibtisch des Direktors war eine Proklamation hingezaubert; in den Taschen der Arbeitertröde, der Angestellten stecken welche. Nein, wirklich, das war sehr fein gemacht!“

Als ich zur Post ging, um meine Zeitungen und Briefe abzuholen, traf ich den Postmeister, der sich eben anschickte, fortzugehen.

„Zum Teufel! Das ist eine Geschichte! Ich muß eilen, der Pristaw erwartet mich. Wir müssen zur Station.“

Kurz darauf, als ich von der Post zurückkehrte, sah ich, wie ein Dreigespann im rasenden Galopp dahinsauerte. Der Postmeister nickte mir zu, der Pristaw winkte freundschaftlich mit der Hand. Da beschlich mich ein unangenehmes Gefühl, und ich dachte: Schade, daß ich nicht erfahren habe, wohin sie reisen. Es kann doch sein, daß es ihnen glückt, Kosaken zu holen, noch bevor der Streik zu Ende ist. Das wäre bedenklich.

Ich blieb den ganzen Tag in Petrowka und erfuhr am Abend, wohin der Postmeister und der Pristaw so eilig gefahren waren. Sie waren nämlich überzeugt, daß auf ihr und des Direktors Telegramm sofort militärische Hilfe eintreffen würde, und waren zur Station gefahren, um die Offiziere zu empfangen, doch klagten mir beide am Abend ihr Leid, daß sich trotz ihrer dringenden Bitten kein Mensch gerührt habe.

„Es ist ganz unbegreiflich. Wir haben sofort eine zweite Eildepesche abgesandt. Die Kosaken können noch heute nacht eintreffen.“

Die Verbindung mit der Gouvernementsstadt und unserer nächsten Eisenbahnstation war recht unbequem. Es trafen nur zwei Passagierzüge täglich ein, der eine gegen zwölf Uhr mittags und der andere um zwei Uhr nachts.

Ich blieb den Abend bei dem Polizeipräsidenten. Er war entrüstet und sagte empört:

„Denken Sie sich, wenn die verfluchten Hunde irgend was anfangen! Sagen wir, sie plündern die Gebäude oder rauben! Was kann ich denn mit meinen zwei Schutzleuten anfangen! Nichts kann ich machen. Wie oft habe ich nicht gebeten, daß man mir eine größere Anzahl von Polizisten zur Verfügung stellen möge!“

Ich tröstete ihn: die Sache wäre nicht so schlimm, die Leute würden sich schon beruhigen, und morgen wäre alles gut.

„Ja, aber ich hoffe doch, daß die Kosaken bald kommen, dann werden wir den Leuten schon zeigen, was es heißt, gegen das Gesetz zu handeln. Ich muß jetzt nach der Station, um die Beamten aus der Stadt abzuholen.“

Ich begleitete ihn. Der Zug kam an, brachte aber wieder niemand aus der Stadt. Der arme Polizeipräsident war unglücklich, ich tröstete ihn mit ein paar Gläschen Brantwein, und wir fuhren wieder nach Hause. Als ich mich verabschieden wollte, bat er mich dazubleiben:

„Es ist doch immer angenehmer, wenn man einen Menschen in der Nähe hat, auf den man sich verlassen kann.“

Und Sie können vielleicht noch helfen. Weiß der Teufel, was die Kerle noch anfangen!“

Ich erfüllte innerlich lachend seine Bitte. Die Nacht verlief aber sehr ruhig, die Arbeiter benahmen sich muster-gültig. Es gab während der ganzen Zeit keinen Kravall und als ich gegen drei Uhr nachts durch die Straßen ging sah man keinen einzigen Betrunknen.

Der zweite Tag des Streiks verlief ebenfalls ruhig, und weder die militärische Hilfe, noch Gendarmereioffiziere waren erschienen. Der Direktor der Fabrik und der Pristaw waren ganz außer sich und konnten nicht begreifen, warum die erbetene Hilfe ausgeblieben war. Wie ich später gehört habe, wurde von dem Direktor mit den Ingenieuren des Werkes eine Art Konferenz abgehalten, in der sie beschloßen, die Forderungen der Arbeiter zu erfüllen, denn es stand sonst für den Direktor der Fabrik viel zu viel auf dem Spiele. Die Hochöfen wurden schon jetzt nur mangelhaft bedient, und wenn auch diese Arbeiter sich dem Streik anschließen sollten, so stand die ganze Fabrik still, und es konnte ein unermesslicher Schaden entstehen. Man gab daher nach.

Am dritten Tage wurde die Arbeit wieder aufgenommen, und nichts zeigte mehr, daß hier ein Kampf ausgefochten worden war. Nur noch ein paar Fetzen von den Proklamationen klebten an den Wänden.

Wir erlebten eine sickerhafte erregte Zeit. Einmal kam ich nach Petrowka herüber, um zu sehen, wie alles verlaufen würde. Ich stand gerade vor dem Laden von Davidoff und unterhielt mich mit ihm, als er plötzlich sagte:

„Schauen Sie, da kommen die Kosaken an: nun, die haben hier ja nichts mehr zu suchen, die können wieder abreiten!“

Richtig, — endlich war militärische Hilfe da — ungefähr zweihundert Kosaken, — glücklicherweise zu spät.

Ich ging zu meinem Freund, dem Pristaw, um unter der Hand einiges zu erfahren.

„Wissen Sie, was die Schurken gemacht haben?“ rief er aus; „wir haben es heute früh entdeckt: ungefähr vier Kilometer von hier haben sie die Drähte durchgeschnitten und in die Erde hinabgeführt. Daher erhielten wir keine Kosaken! Na, wir werden die Lumpen schon finden!“

„Warum glauben Sie denn,“ fragte ich, „daß irgendwelche Lumpen, wie Sie sagen, die Sache arrangiert haben? Ich glaube, die Arbeiter haben selbst beschloßen zu streiken, und da ist einer von ihnen wahrscheinlich auf die Idee gekommen, die Telegraphenleitung unschädlich zu machen.“

„Nein, mein Lieber, — die Arbeiter kommen nicht von selbst auf solchen Einfall. Da sind wieder Geher im Spiel. Ich hatte schon vorher Nachricht erhalten, daß ein paar Leute sich hier herumtreiben; ich weiß auch, wer sie sind, ich werde sie schon kriegen!“

Der Streik hatte unter der Polizei eine starke Tätigkeit hervorgerufen. Man merkte auf der Eisenbahnstation, auch in Petrowka selbst, daß eine Menge von Polizeispionen angekommen waren und nun wie Bluthunde die Spur suchten.

Nach ein paar Tagen sollte ich zur Stadt reisen. Auf der Station angekommen, erblickte ich ein paar fragwürdige Gestalten, die mir sogleich verdächtig erschienen, und ich dachte mir, daß es Spione seien. Ich beschloß, dieses Mal dritter Klasse zu reisen, und die verdächtigen Gestalten stiegen in denselben Wagen ein. Nach einer kurzen Weile zog einer der Spione eine Proklamation heraus und las sie laut vor. „Ist das nicht gut gesagt? Das sind ehrliche Menschen, die kämpfen für uns und unser Wohl!“

Ich hatte eine solche Provokation vorher noch nicht erlebt, hatte aber von meinen Kameraden schon davon gehört. Aber niemand reagierte darauf. In der Stadt erfuhr ich durch einen guten Freund, der in enger Verbindung mit den Revolutionären stand, daß in der vorigen Nacht ein paar Hausdurchsuchungen und Verhaftungen vorgenommen worden waren. Er kannte nur ein paar Namen, und die Träger waren gerade gute Bekannte von Petroff. Ich fuhr daher schleunigst zurück, um Petroff zu warnen.

Wir hatten vor dem Ausbruch des Streiks alles, was irgendwie den Verdacht auf uns lenken konnte, in rassi-

nierker Weise versteht; die Schriften und die Handpresse hatten wir hinaus in die Steppe gebracht und dort in einem der Hügelgräber versteckt. Ebenso hatten wir auf einer andern Stelle eine Kiste mit verbotenen Schriften vergraben, aber während meiner Abwesenheit konnte Petroff irgend eine Unvorsichtigkeit begangen haben. Da um diese Zeit kein Passagierzug ging, gelang es mir mit Hilfe eines guten Trinkgeldes, mit einem Güterzug nach meiner Station zu kommen.

Ich wurde aber bald beruhigt, denn während meiner Abwesenheit hatte sich nichts geändert. Petroff lachte sogar über meine übertriebene Nengstlichkeit, meinte jedoch: „Ich glaube, ich reise mal in Angelegenheiten der Versicherungsgesellschaft nach Odessa, da kann ich den Verlauf der Dinge abwarten. Man fängt in Petrowka an, ziemlich scharf zu arbeiten. „Davidoff hat mir mitgeteilt, daß sie in der vorigen Nacht den Schwiegersohn des Ingenieurs Krasinski aus dem Bette herausgeholt und fortgeschleppt haben.“

„Trauen Sie ihm denn nicht vollkommen?“ fragte ich. „Das wohl, aber er ist seit kurzem verheiratet, und ich kenne seine Frau zu wenig und weiß also nicht, wie sie in dieser Beziehung ist.“

„Wollen Sie denn heute schon reisen? Das könnte verdächtig aussehen.“

„Nein, ich warte noch. Ich werde Ihnen schon sagen, wenn es Zeit für mich ist zu verschwinden, denn ich bin mit allen Hunden gehegt und habe einen guten Spürsinn für nahende Gefahr. Sie könnten aber heute abend zu Ihrem Freund, dem Pristaw, gehen. Das würde nicht schaden.“

Ich tat es; der Pristaw begrüßte mich sehr freundlich und erkundigte sich, wie meine Geschäfte gingen.

„Ach, ich beneide Sie,“ sagte er. — „Sie sind ein freier Mann. Unserer Tag steckt immer im Dienst; heute habe ich den ganzen Tag wie ein Verrückter arbeiten müssen, und außerdem verdienen Sie auch mehr wie unsereiner! Ja, was tut nicht alles das Geld! Damit kann man schon ein schönes Leben führen und nebenbei noch gute, solide Geschäfte machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Präfektenwahlen.

Von A. Conrad.

Bei den Erörterungen über die letzten Reichstagswahlen, über die vorgekommenen amtlichen Beeinflussungen und die angekündigte verstärkte Einmischung der Regierung ist wiederholt an die Präfektenwahlen, an die offiziellen Kandidaturen des zweiten französischen Kaiserreichs erinnert worden. Die Methode, mit der die französische Staatsstreichbande „gute“ Wahlen machte, wäre gewiß nach dem Herzen der Reaktion. Ein paar Worte über die bonapartistischen Präfektenwahlen sind daher durchaus am Platze, um zu zeigen, wohin es kommen kann, wenn solchen absolutistischen Machenschaften nicht von vornherein gesteuert wird, die schon im Keime die größte Gefahr bilden. Von den Anfängen bis zum vollendeten System der Präfektenwahlen ist freilich ein gut Stück. Gehört dazu doch auch die Veseitigung solcher grundlegenden Volksrechte, wie der Freizug und Versammlungs-, ja, der persönlichen Freiheit; Rechte, ohne die das allgemeine Wahlrecht zur Komödie wird. Diese Komödie aber haben in Frankreich Louis Bonaparte und seine Spießgesellen noch vor fünfzig und weniger Jahren inszenieren können. In diesem Jahre ist gerade ein halbes Jahrhundert seit den klassischen Präfektenwahlen des zweiten Kaiserreichs verflossen. Das waren die allgemeinen Wahlen zum gesetzgebenden Körper, die Anno 1857 stattfanden. Bei den folgenden beiden allgemeinen Wahlen, die noch unter der Herrschaft der Dezemberbande stattgefunden haben, den Wahlen von 1863 und 1869, erscheint das System schon nicht mehr in voller Reinheit: der Wahlapparat der Regierung funktionierte schon nicht mehr so tadellos, weil sie sich nicht mehr so fest im Sattel saß wie in den 50er Jahren. Die ersten allgemeinen Wahlen nach dem Staatsstreich hinwiederum, die Ende Februar 1852 stattfanden, waren noch schlimmer als Präfektenwahlen, waren die reinen Todesangstwahlen, gingen unter der Schreckensherrschaft einer vertierten Soldateska vor sich. Recht und Gesetz, von irgend welcher Freiheit ganz zu schweigen, existierten nicht mehr, jeder „Kote“ war vogelfrei, hunderttausend Menschen waren willkürlich verhaftet, viele schon unterwegs zur trockenen Guillotine, nach Cayenne und Lambessa, über die Pässe der Departements war im Belagerungsstand, niemand seines Lebens oder seiner Freiheit sicher, das Demunziantentum im höchsten Flor. Für die Deputiertenwahlen von 1852 sowohl, wie für die Plebiszite derselben Zeit gilt die Charakteristik in einem Aufruf, worin die verbannten Sozialdemokraten der Nationalversammlung ihren Parteigenossen die Stimmenthaltung empfahlen? „Was geht aus der Urne hervor? Der Wille Bonapartes, nichts anderes. Herr Bonaparte hält die Schlüssel zur Urne in der Hand, in seiner Hand

sind die Ja und Nein, in seiner Hand die Abstimmungen. Nachdem die Präfekten und Maires ihre Arbeit getan, schließt sich dieser Herr von der Landstraße mit dem Struwinium ein und plünder es. Was kommt es ihm darauf an, Stimmen hinzuzufügen oder wegzunehmen, Protokolle zu fälschen, Ziffern zu fabrizieren? Was will für ihn eine Lüge sagen? Welche alltägliche Sache ist eine Fälschung für ihn! . . .“ Der Erfolg des Terrorismus war denn auch so vollständig, daß selbst in den Departements, wo die Bauern sich mit den Waffen in der Hand gegen den Staatsstreich erhoben hatten, die von den Präfekten bezeichneten offiziellen Kandidaten einstimmig gewählt wurden.

So unverhohlen wie 1852 konnten die Raubmörder, die sich als Retter der Gesellschaft vor dem Sozialismus aufspielten, bei den nächsten allgemeinen Wahlen ihr sauberes Handwerk nicht treiben: dazu fehlte jeder Vorwand. Es handelte sich wieder darum, der Gewalt ein gesetzliches Mäntelchen umzuhängen, dem tatsächlichen Absolutismus in den Tuilerien das demokratische Feigenblatt der Bestätigung durch das allgemeine Stimmrecht zu beschaffen. Konnte man diesmal nicht unmittelbar die Armee in Bewegung setzen, so hatte man doch ein Heer zur Verfügung, um die Wahlen zu machen: das Beamtenheer nämlich. Auch wirkte die Geistlichkeit eifrig mit. Vom Präfekten bis zum letzten Pflüschigen wurde alles aufgeboten, um jede oppositionelle Regung zu verhindern und die Bevölkerung mit allen Künsten der Wahlbeeinflussung, von den Versprechungen materieller Vorteile bis zur größten Bedrohung, Vergewaltigung und Fälschung dahin zu bringen, daß sie für die Regierungskandidaten stimmte. Die Wahlkampagne von 1857 begann mit einem Rundschreiben, das der Minister des Innern, Villault, an die Präfekten richtete. Darin erklärte der Minister, daß die Regierung es für richtig und politisch halte, mit einigen notwendigen Ausnahmen alle Mitglieder einer Versammlung, die dem Kaiserreich und dem Lande so gute Dienste geleistet habe, zur Wiederwahl zu empfehlen. Es soll also das System der offiziellen Kandidaten aufrechterhalten und alles aufgeboten werden, um den offiziellen Kandidaten zum Siege zu verhelfen. Die Regierung will freilich auch unabhängige Kandidaten gnädigst zulassen; aber nun stellt der Minister für die Erlaubnis der Verbreitung von deren Stimmentzeln und anderen Druckschriften Bedingungen, die mit Drohungen gespickt sind und darauf hinauslaufen, daß keine „Feinde des Friedens und der Ordnung“ zugelassen werden sollen. Demgemäß sollen also die Präfekten ihre Maßnahmen treffen, um mit Hilfe ihrer Organe allen Wählern diejenigen zu bezeichnen, welche die Regierung für geeignete Kandidaten hält; vor allem sollen die Präfekten auch dafür sorgen, daß nicht durch Stimmenthaltung protestiert wird. Die Präfekten verstanden diesen Erlaß natürlich, wie er gemeint war, daß die Anwendung aller Mittel erlaubt und erwünscht sei, die ein günstiges Resultat sicherten. Sie wußten auch, daß ihr Advancement, ihr Verbleiben im Amt usw. davon abhängen, und instruierten alle niederen Chargen, besonders die Maires, im gleichen Sinne. Diese Instruktionen waren erbaulich. So gebot der Präfekt des Departements Deux-Sèvres seinen Beamten: „Legen Sie den Gegnern, wo sie sich blicken lassen, Stillschweigen auf, verhindern Sie ihre Manöver mit aller Energie.“ Der Präfekt des Nièvre-Departements befiehlt den Maires, kein Wahlkomitee, keine Wahlversammlung zuzulassen: die Freiheit des allgemeinen Stimmrechts bedürfe dessen nicht. Ebensovienig konnte mit dem gedruckten Worte gegen die Regierung opponiert werden; denn jede Zeitung konnte auf administrativem Wege unterdrückt werden; in den Departements gab es überhaupt bloß noch Regierungsblätter, die natürlich alle Künste von Lug und Trug aufboten, um die offiziellen Kandidaten zu unterstützen. Die Kandidaten erklärten in erster Linie, daß sie sich der Zustimmung der Regierung versichert hätten. Einer, der dies behauptet, wird von der Regierung dementiert und verzichtet dann schleunigst auf die Kandidatur, um seine Freunde nicht auf einen Weg zu locken, „der ihnen gefährlich werden könnte“. In Paris schickte der Seinepräfekt Hauvmann am Tage vor der Wahl allen Wählern einen Brief zu, der sie zur Abstimmung einlud und die kostbare Drohung enthielt: „Es steht jedem frei, von dem ihm durch die Verfassung verliehenen Recht Gebrauch zu machen oder nicht; da aber gewisse Parteien die Wahlenthaltung zum System stempeln, so könnten viele Wähler es vielleicht bereuen, insofern von Vergeßlichkeit oder anderweitigen dringenden Geschäften irrtümlich dieser Partei zugehört zu werden.“ Die Wahl ergab mit Ausnahme von Paris und einigen anderen Großstädten einen vollen Sieg der Regierung: kein Wunder bei dem Mangel an Freizug und Versammlungsfreiheit und dem amtlichen Hochdruck. „Telegramme der Minister,“ schreibt ein französischer Historiker des zweiten Kaiserreichs, „Zirkulare der Präfekten, Auktionen der Friedensrichter, Drohungen der Maires, der Polizeikommissare, der Feldhüter, ungesetzliche Einperkung der Bürger, Urnen mit doppelten Schlüsseln, Verletzung der Urnen, Schlüssel, Kasten und sonstiger zur Aufnahme der Stimmentzeln dienenden Behältnisse, der ganze Apparat der gewöhnlichen Mittel zur Fälschung der Abstimmung konnte ohne Furcht vor der Öffentlichkeit angewandt werden; die Bürger, deren persönliche Freiheit durch Dekrete der Willkür der Behörden überliefert war, und die Presse, über welcher stets die Verwarungen wie ein Damoklesschwert schwebten, hatten sich jeder Klage und jeder Betrachtung begeben. Die Regierung war jeder Kontrolle ledig und konnte sich, ohne ersten Widerstand zu besorgen, das Veranlassen bereiten. dies

Parodie einer Wahl aufzuführen. Die Abgeordneten waren satirisch durch die Präfekten ernannt, so daß naive Seelen fragten: „Wozu uns erst noch die Mühe machen, diese Deputierten zu wählen, läte die Regierung nicht besser, sie sofort selbst zu ernennen?“ Aber die Regierung wollte eben einen verschleierte Absolutismus; daß der Schleier durch Wahlproteste gerissen werde, war so leicht nicht zu befürchten.

Die Wahlprüfungen spielten für gewöhnlich im gesetzgebenden Körper keine große Rolle. Es liefen nur in vereinzelt Fällen Wahlproteste ein; solche einzureichen erschien eben als sinnlos, wo die ganze Masse der Abgeordneten auf dieselbe Art „gewählt“ worden und also daran interessiert war, allemal für Gültigkeit zu stimmen nach dem Grundsatz, daß eine Kräfte der anderen kein Auge aushakt. Wenn aber einmal ein Wahlprotest einliefe und ernstlich erörtert wurde, so kamen seltener Sachen zutage. Ein interessantes Beispiel ist die Prüfung der Nachwahl, die am 18. Dezember 1859 in einem bretonischen Wahlkreis, dem 3. Wahlkreis von Ille et Vilaine, Fougeres und Vitre, stattgefunden hatte. Deren bisheriger Abgeordneter war der Rat beim kaiserlichen Gerichtshof zu Rennes, Herr Le Veschu de Champavin gewesen. Er hatte sich in der Kammer tadellos als kaiserlicher Kammerling betätigt und rechnete darauf, wieder als offizieller Kandidat präsentiert zu werden. Aber nun tauchte ein anderer Kandidat auf, dem seine höhere Amtsstellung den Vorrang gab. Herr v. Dalmas, Unterchef im Kabinett des Kaisers, hatte den Ehrgeiz, für den freigewordenen Wahlkreis zu kandidieren, und wurde natürlich ohne weiteres zum offiziellen Kandidaten proklamiert. Der von ihm ausgestoßene Le Veschu nun wollte aber nicht ohne weiteres auf das schöne Mandat und die 15 000 Fr. Diäten verzichten und trat darum als unabhängiger Kandidat auf. Wenn er sich auf seine persönlichen Konnexionen im Wahlkreise und seinen totalen Einfluß als Bretoner verließ, so mußte er sich verlassen sehen. Die Masse der Beamtenschaft und Klerisei arbeitete mit Hochdruck für Dalmas. Der Erzbischof von Rennes, der dem bisherigen Abgeordneten persönlich nahe stand, wagte es doch nicht, ihn zu unterstützen, sondern besiegte sich bloß bis zur Neutralität. Das übrige Pfaffenstum aber predigte von der Kanzel, daß für Herrn von Dalmas stimmen, soviel bedeute, wie für die Vergrößerung der Kirche stimmen. Der Präfekt von Ille et Vilaine gab als Wahlparole aus, kein Kandidat sei so, wie Herr v. Dalmas, geeignet, den Kaiser bei der Vollendung der von ihm zum Wohle des Volkes begonnenen Werke zu unterstützen, und wer gegen diesen Kandidaten stimme, der stimme gegen den Kaiser. Noch einen ganz anderen Ton stimmte der Unterpräfekt von Fougeres an, als er die offizielle Losung nach unten weitergab. Er erließ am Tage vor der Wahl an sämtliche Maires seines Arrondissements ein Rundschreiben, worin er sie zunächst daran erinnerte, daß die Abstimmung gleich nach der ersten Messe eröffnet werden dürfe. Er gab ihnen auf, im Bureau die nötige Anzahl von Stimmzetteln vorrätig zu halten, „die Herrn v. Dalmas Namen tragen, aber keine anderen; es ist wichtig, daß sichere und intelligente Personen, mit Stimmzetteln versehen, die den Namen Dalmas tragen, an den Eingängen des Wahllokals aufgestellt werden und die so gut gestimmten Wähler Ihrer Kommune vor dem Irrtum und der Lüge behüten. Während der beiden Tage des Struttiniums wird Ihnen militärische Hilfe zur Verfügung stehen.“ Nach diesen nicht mißzuverstehenden Fingerzeigen läßt der Wahlmacher die drei Kandidaten Revue passieren: Herr v. Dalmas, Herr Le Veschu, Herr Dréo. Dalmas wird als Repräsentant des Prinzips der Ergebenheit gegen die Regierung, des Gesetzes, der Ordnung angepriesen, der vermöge seiner Stellung allein die Interessen des Arrondissements wirksam wahrnehmen könne. „Herr Dréo repräsentiert die Republik, den Sozialismus, das Elend“ — faktisch war Dréo ein ganz gemäßigter bürgerlicher Republikaner; in dieser Eigenschaft macht der Unterpräfekt ihn für die 45 Proz. Zuschlag zur Grundsteuer verantwortlich, wodurch sich die bürgerlichen Republikaner 1848 bei den Bauern so verhaßt gemacht hatten. „Zwischen diesen einander entgegengesetzten Kandidaten steht die Kandidatur des sehr ehrenwerten Herrn Le Veschu, die aber dem Interesse der Ordnung und der bedrohten Gesellschaft weichen muß.“ Zum Schluß fordert Herr Teil die Maires auf, zu „veranlassen“, daß in Masse für den Regierungskandidaten gestimmt werde, und durch solches patriotisches Verhalten gleichzeitig der kaiserlichen Regierung und dem allgemeinen Interesse zu dienen.

Die Maires schrieben sich diese Einschärfungen natürlich hinter die Ohren und entfalteten einen wüsten Wahlterrorismus. Die Stimmzettel der unabhängigen Kandidaten gelangten fast nirgends zur Ausgabe, so waren die zur Verteilung bestimmten Leute eingeschüchtert worden. Der Brigadier der Gendarmerie leitete diesen Teil der Agitation. Wenn trotzdem ein Wähler mit dem Stimmzettel für Le Veschu zur Urne ging, so bedrohten ihn die Dalmas'schen Stimmzettelerbreiter: „Ziehen Sie sich keine Unannehmlichkeiten zu, nehmen Sie einen Stimmzettel von uns, der Herr Maire will keinen anderen in der Urne haben.“ Ein Maire bergewisserte sich dessen höchst einfach, indem er selbst für alle „seine“ Wähler abstimmte. Dies wie alles andere wurde vor der Wahlprüfungskommission durch Zeugenaussagen bewiesen. Als Zeuge erschien u. a. der Präsident des Generalkrats des Departements, der Senator de Cariboisfière, und sagte aus, daß in seinem Salon der Präfekt einem Maire für Wahldienste versprochen habe, die Ernennung seines Sohnes zum Generalsekretär zu bewirken. Ein

solcher Terrorismus habe im Wahlkreise geherrscht, daß die unabhängigen Wähler nicht zu stimmen gewagt hätten. Die Beamten hätten gezittert, ein Votenmeister sei suspendiert, ein Totengräber abgelehnt worden. Unter solchen Umständen wurde Dalmas natürlich mit großer Mehrheit gewählt. Der Wahlprotest kam von Le Veschu. Der Berichterstatter über die Wahl machte sich sein Amt leicht; er erklärte, nach seiner Ueberzeugung habe Le Veschu nur protestiert aus Groll darüber, daß er nicht von der Verwaltung unterstützt worden sei. Das mochte schon stimmen, machte die Dalmas'sche Wahl aber natürlich nicht gültiger. Einer der Minister wies auf die erdrückende Majorität hin und sagte über die Beeinflussungen: „Siehe man das allgemeine Stimmrecht ohne Leitung eine Leute losloser Leidenschaften werden, so könnte daraus eine große Gefahr erwachsen.“ Die Kammer verwarf den Antrag auf Einleitung einer Untersuchung und erklärte die Wahl für gültig: allerdings bloß mit 123 gegen 109 Stimmen. Diese Minderheit handelte eigentlich ganz unlogisch: ihre Mitglieder verwarfen durch ihr Votum dasselbe System, wodurch sie selber zu ihren Mandaten und Diäten gekommen waren, eben die Präfektenwahlen.

Kleines feuilleton.

Schlachtschiffkatastrophen. Die Zahl der Schlachtschiffkatastrophen, die im Jahre 1870 mit dem Untergang des ersten modernen Turmschiffes, des englischen Panzers „Captain“, begannen, hat sich in den letzten Jahren in beängstigender Weise vermehrt und ist nun wieder durch das traurige Schicksal der „Jena“ um einen markanten Fall vermehrt worden. Sind doch in den letzten zwei Jahren nicht weniger als vier große Panzerschiffe ersten Klasse mitten im tiefsten Frieden vernichtet worden; da die Gesamtzahl derartiger Fahrzeuge die Zahl 200 nicht übersteigt, so ist das Verhältnis der Verluste außerordentlich groß. Zudem hat sich die Art der Unglücksfälle in den letzten zehn Jahren geändert, denn die früheren Katastrophen der Panzer wurden durch Zusammenstöße oder durch den Mangel an Stabilität verursacht, während jetzt geheimnisvolle und plötzlich eintretende Explosionen die Existenz der Ozeanriesen gefährden. Der englische Panzer „Captain“, der die Reihe der Unglücksfälle eröffnet, ging im September 1870 im Golf von Biscaya unter. Er kreuzte bei nebligem Wetter mit der Kanalslotte, als ein furchtbarer Sturm das Schiff erschütterte, zum Kentern brachte und fast 600 Offiziere und Matrosen in die Tiefen des Meeres hinabzog. Die Ueberlebenden erzählten, wie plötzlich ein furchtbarer Ruck das Schiff erschütterte, wie es sich dann schnell immer tiefer auf die Seite legte und alle Leute an Bord mit angehaltenem Atem warteten, ob es wieder heraufkommen und sich von der schrecklichen Erschütterung erholen würde; doch es erholte sich nicht, drehte sich langsam um und ging unter. Fünf Jahre später wurde der englische Panzer „Banguard“, während er mit der Kanalslotte kreuzte, in einem dichten Nebel auf dem irischen Meer durch den „Eisernen Herzog“ gerammt. Das Wasser strömte rasch ein, und das Schiff konnte nicht mehr gerettet werden; jedoch wurde die Mannschaft in Sicherheit gebracht, bevor der „Banguard“ versank. Das nächste Schlachtschiff, das auf See verloren wurde, war der deutsche „Große Kurfürst“. Er kreuzte mit dem deutschen Geschwader bei Dover, als er von einem anderen deutschen Panzer, dem „König Wilhelm“, im Mai 1878 gerammt wurde. Der „Große Kurfürst“ wurde etwa Mittschiffs mit schrecklichem Krachen und furchtbarem Erschütterung getroffen, die Panzerung brach, wie wenn sie eine Apfelsinenschale gewesen wäre, und eine ungeheure Wasserflut strömte in das Schiff ein. Der Kapitän machte den verzweifeltsten Versuch, das Schiff in flaches Wasser zu bringen, aber kaum fünf Minuten nach dem Zusammenstoß ging es mit fast 300 Mann seiner Besatzung unter. Der „König Wilhelm“ hatte ebenfalls schweren Schaden erlitten und war auch in großer Gefahr gewesen. Vielleicht der schrecklichste und tragischste unter all diesen Unglücksfällen war der Untergang des neuen Schlachtschiffes „Viktoria“ im Jahre 1893. Die „Viktoria“ war das Schlachtschiff des Admirals Tryon, des Kommandeurs der Mittelmeerflotte, und war an einem Manöver beteiligt, bei dem die Schiffe, die in zwei Linien fuhren, nach innen drehen und gegeneinanderfahren sollten. Als dieses Manöver an dem Unglückstage anbefohlen wurde, protestierte der Kapitän Bourle, wie englische Blätter erzählen, vergebens gegen diese gefährliche Uebung. Um 3 Uhr 28 Minuten nachmittags wurde das Signal gegeben, auf das hin die beiden führenden Schlachtschiffe „Viktoria“ und „Camperdown“ beidrehen, und die Linien begannen, sich gegeneinander zu bewegen. Drei Minuten nach dem Signal war es allen klar, daß ein Zusammenstoß drohte, aber es verging noch eine Minute, bevor das Signal ertönte, das die Gefahr bekannt gab und das Schließen der Schotten befohl. Mit einem lauten knirschenden Krach, der weit durch die Luft dröhnte, bohrte sich der Kampfsporn des „Camperdown“ in den Bug der „Viktoria“ und stieß das Flaggenschiff einige siebzig Fuß oder mehr im Wasser zurück. Vergeblich waren die Anstrengungen, die man machte, um die „Viktoria“ zu retten. Die Ingenieure und Heizer blieben unten im Schiff auf ihren Posten und die Maschinen arbeiteten noch weiter, um wenn möglich in leichtes Wasser zu gelangen. Die übrige Mannschaft wurde an Deck gerufen und in Linie an der Backbordseite aufgestellt. Als sich aber

Das Schiff immer mehr neigte, wurde der Befehl gegeben, ins Wasser zu springen und erst jetzt, aber nicht früher, lösten sich die Linien und die Matrosen suchten ihre Rettung durch Schwimmen. Fast in demselben Augenblick sank die „Victoria“, das Hinterschiff voran, und verschwand in einer Wolke von Dampf, mit ihr der Admiral, der bis zuletzt auf seinem Posten geblieben war. Außerdem fanden an Bord des Schiffes 338 Offiziere und Leute den Tod in den Wellen. Auch der „Camperdown“ hatte bei dem Zusammenstoß schweren Schaden erlitten und wäre wahrscheinlich ebenfalls untergegangen, wenn das Wetter stürmisch gewesen wäre. Fünf Jahre nach dem Untergang der „Victoria“ ereignete sich die Explosion, die im Hafen von Havana das amerikanische Schlachtschiff „Maine“ zerstörte. Das Schiff lag dort vor Anker, als in der Nacht vom 15. Februar 1898 ein Geräusch wie ein Schuß gehört ward. Beobachter von anderen Schiffen blickten über das Wasser und sahen, wie sich der Bug der „Maine“ emporhob; dann entstand ein Ausbruch von Rauch und Flammen und ein langes dumpfes Dröhnen. Der zerschmetterte Rumpf des Schiffes sank auf den Grund, und von der Mannschaft wurden 253 Offiziere und Leute auf der Stelle getötet; 100 wurden gerettet, von denen 59 verwundet waren. Die wirkliche Ursache dieser Katastrophe ist noch immer ein Geheimnis, aber man nahm an, daß eine Mine unter dem Schiff explodierte und die Erschütterung das Pulver in dem Magazin entzündete. Die Ueberlebenden waren zum großen Teil von der Explosion vollkommen betäubt; sie beschrieben sie als eine furchtbare krachende Erschütterung, von mächtigen Feuerflammen mit blauem Licht begleitet. Einige von ihnen wurden durch die Luft geschleubert und erlitten schwere Brandwunden. Ähnlich waren die Unglücksfälle an Bord des russischen Schlachtschiffes „Retropawlowsk“, dessen Munition durch eine japanische Mine bei Port Arthur explodierte, und an Bord des japanischen Schlachtschiffes „Huisio“, das das gleiche Schicksal durch eine russische Mine erlitt. Beide Schiffe sanken fast augenblicklich und mit ihnen ging ein großer Teil der Besatzung unter. Durch Explosionen wurden dann im September 1905 das japanische Schlachtschiff „Mikasa“ und am 21. Januar 1906 das brasilianische Schlachtschiff „Aquidaban“ vernichtet, das letzte unter ganz ähnlichen Umständen wie die „Jena“. Um die Liste vollständig zu machen, sei noch das englische Schlachtschiff „Montagu“ erwähnt, das in nebligem Wetter scheiterte, und der französische Panzerkreuzer „Sully“, der ebenfalls bei einem Schiffbruch zu Grunde ging.

Medizinisches.

Nervöse Sprechstörungen. Es wird viel zu wenig gewürdigt, daß die meisten Sprechstörungen, wie Stottern, Stimmeln, krampfartige Stimmlosigkeit auf Nervosität beruhen. Sollen also diese Störungen beseitigt werden, so muß zugleich die Nervosität behandelt werden. Oft tritt allerdings das Sprechübel so in den Vordergrund, daß die allgemeine Nervosität vollständig übersehen wird. Beide stehen zu einander in einer besonderen Wechselwirkung, insofern als ausgeprägte Neurasthenie das Sprechübel verstärkt, während erstere hinwiederum durch letzteres gesteigert wird. Daher ist neben der örtlichen Behandlung bei Sprechschlern auch die Allgemeinbehandlung nicht zu vernachlässigen. In einem klinischen Vortrag, in welchem er die Grundzüge der Behandlung erläutert, verlangt daher Dr. Gukmann, wie die „Ärztliche Rundschau“ berichtet, daß die Patienten unter Umständen aus ihrer häuslichen Umgebung entfernt werden, was schon deswegen notwendig ist, weil etwa 30 bis 40 Proz. stotternde Kinder stotternde Verwandte aufzuweisen haben. Arme Kinder sollten in die Ferienkolonien geschickt und dort behandelt werden, in Berlin und Zürich hat man damit gute Erfahrungen gemacht. Stotternde Kinder sollten während der Behandlung nicht die Schule besuchen, sondern etwa 3 Monate von der Schule dispensiert werden. Erwachsene nehmen am besten zur Heilung einen Urlaub, oft ist nach diesem die Sprechstörung verschwunden, was jedoch nicht immer standhält. Dieselbe Wahrnehmung macht man bei Kindern, insofern ihre Sprechstörungen oft während einer Reise, auf dem Lande, an der See oder auf den Bergen verschwinden, um nach der Rückkehr in die alten Verhältnisse wieder zu erscheinen. Da kommt der Einfluß des Nervensystems so recht zur Geltung, indem die Luststimmung der Reise, die Ablenkung der Aufmerksamkeit vom Uebel schon genügt, daselbe zu verringern. Nervöse Kinder mit Sprechstörungen leiden oft noch an anderen nervösen Störungen, wie Aufzucken im Schlaf, Nagelkauen und ähnliches. Für die Behandlung ist der Aufenthalt in einer Spezialanstalt zu empfehlen, hier wird Aebungstherapie vorgenommen und die allgemeine Behandlung der Nervosität am zweckmäßigsten eingeleitet. Zu letzterer gehören diätetische Maßnahmen, Bäder und systematische Gymnastik.

Anthropologisches.

Zwergwuchs in den Alpen. Der „Globe“ referiert: Neuerdings schreibt man so viel über die im Innern Afrikas lebenden Pygmäen (Zwergmenschen), daß es angebracht scheint, auf sieben Zwerge hinzuweisen, die Schmidt aus dem Samnauer Tal, einem Nebental des Innetales, beschreibt. Man zählt dort nur 356 Einwohner in sechs Ortschaften in 1500 bis 1800 Meter Höhe. Die Zwerge stammen sämtlich von zwei Geschwistern ab, vor dem Jahre 1873 ist ein derartiger Zwergwuchs dort nicht beobachtet worden. Neuerdings scheuen sich die Talbewohner, eine Ehe mit

einem Gliede dieser Familien einzugehen, aus Furcht, ihre Nachkommenschaft möge auch zu Zwergen degenerieren. Dafür, daß man es mit echtem Zwergwuchs zu tun hat, zeugt der vollkommen ebennmäßige Körperbau, das Fehlen aller Knochenverbiegungen und -Aufreibungen, der Mangel an Intelligenzdefekten; höchstens erscheinen einzelne in ihrem Wesen etwas zu kindlich und zu wenig selbständig. Die Schuld an dem Vorkommen des Zwergwuchses dürfte den vielen Verwandtenehen zuzumessen sein, die seit unerdenklicher Zeit in dem abgelegenen Tale geschlossen sind. Erschwerend fällt der Umstand freilich ins Gewicht, daß im benachbarten Unter-Engadin protestantischer Glaube herrscht, wodurch Ehen zwischen den Bewohnern der benachbarten Täler so gut wie ausgeschlossen sind.

Humoristisches.

— Die gebildete Hausfrau. „Schauen Sie 'mal nach dem Thermometer, Pief, wie viel Grad wir heute haben!“ — „0 Grad, gnädige Frau!“ — „Neummur oder Celsius?“

— Kritik. „Meinen Sie nicht, daß die Dame mit Gefühl singt?“ — „Ach nein! Wenn sie Gefühl hätte, würde sie nicht singen!“

— Der Störenfried. Richter (zu den drei Angeklagten): „... Wie kamt Ihr denn dazu, den Lehmann in dieser rohen Weise zu mißhandeln?“

Einer der Angeklagten: „Ja wissen Se, Herr Amtsrichter, mer waren im Vertshaus, un' heim uns ganz gemiedlich unnerhalte. Un' der Lehmann war a' dabei un' hot in eem fort kee einzig Wort geredd. Un' weil mer uns def nit länger heim g'falle losse wolte, daß er uns in unserer Gemiedlichkeit steert, hemm mer'n verchlage un' 'nausg'schmiss!“

— Zu ruhig. „Wo bleibt denn der Zins, Herr Doktor? Sie lassen sich ja gar nicht seh'n!“

„Hab' ich Ihnen nicht gleich gesagt: Ich bin ein ruhiger Mieter — Sie hören und sehen nichts von mir!“ (Fliegende Blätter.)

Notizen.

— Der Komödienzyklus des Dramatischen Instituts, der am 28. März mit der „Mandragola“ des Machiavelli in Theaterkaale der Königl. Hochschule für Musik beginnt, bringt außerdem moderne Komödien von Adolf Paul, André de Lorde, Guy de Maupassant u. a. sowie eine niederdeutsche Komödie von Stavenhagen zur Erstaufführung in Berlin.

— In der Ausstellungshalle am Zoologischen Garten findet am Dienstag, den 26. März, zum Besten der hilfsbedürftigen Ueberlebenden und der Wittwen und Waisen der beim Schiffbruch der „Berlin“ ums Leben gekommenen deutschen Opernsänger die Aufführung des „Paulus“ von Mendelssohn statt.

— Berliner Theatergründungen. Außer dem Hebbel-Theater soll in diesem Jahre in Berlin noch das „Neue Operetten-Theater“ am Schiffbauerdamm eröffnet werden. Ferner wird ein „Theater am Blücherplatz“ projektiert. In Schöneberg ist der Plan eines Stadt-Theaters noch nicht aufgegeben. Viel mehr Bedarf als an neuen Theatern ist an guten Dramen, verständigen Regisseuren und Schauspielern, die ihr Metier verstehen.

— Premieren fanden statt im Bremer Stadt-Theater, wo Eberhard König's Tragödie „König Saul“ gespielt wurde und im Prager Deutschen Theater, wo die zweiaktige Oper „Myrtia“ von Kochliger Erfolg erzielte.

— Das Plebiszit im Theater. Das Wiener Burgtheater hatte nach italienischen und französischen Vorbildern versucht, das Publikum über neu aufgeführte Stücke abstimmen zu lassen. Das Resultat war jedoch sehr lässlich. Nur ein kleiner Teil der Fragebogen kam ausgefüllt zurück, manche der Antworten waren sehr deutlich. Ob auch wohl eine darunter war, die das ganze Regimen als Reklamehumbug charakterisierte?

— Ein Freiluftmuseum will der Verein für niedersächsisches Volkstum in Bremen errichten. Es sollen alte Originalbauernhäuser mit allem charakteristischen Zubehör (Möbel, Trachten, Schmuck) in Form einer Dorfsiraze erworben und in einem Park wieder aufgebaut werden. Ähnliche Museen bestehen bereits im Stansennuseum bei Stockholm und in Klingby bei Kopenhagen.

— Eine Ueberlandreise vom Kap nach Kairo. In Kairo ist soeben ein Schweizer, A. J. Vory, eingetroffen, der die Reise vom Kap bis Kairo vollkommen auf dem Landweg zurückgelegt und so den schwarzen Erdteil der Länge nach durchquert hat. Die kühne Reise nahm acht Monate in Anspruch. Die Durchquerung Zentralafrikas, also die Strecke von Chimbe an der Zambezi bis Gondoforo am Nil währte gerade ein halbes Jahr; von dieser Zeit wurden drei Monate lang die Nächte in Zelten verbracht. Ueber tausend Meilen wurden zu Fuß zurückgelegt. Vory erzählt, daß er im Grunde wenig von den furchtbaren Gefahren gemerkt habe, von denen manche Afrikareisenden berichten; seine gefährlichsten Feinde seien das schlechte Wasser, das Fieber und die Moskitoen gewesen. Mit wilden Tieren hat er auf seiner ganzen Fahrt nie ein Abenteuer zu bestehen gehabt, wenngleich er manchmal Löwengebrüll zu hören bekommen habe.